DIE DRITTEN IM BUNDE

ARGUMENTE FÜR EINE NEUE SICHT DER TIERE

Bernd Kappes

Die Theologische Zoologie[1] bringt theologische und naturwissenschaftliche Perspektiven auf die Tiere miteinander ins Gespräch, insbesondere die Erkenntnisse der Evolutionsbiologie und der modernen Verhaltensbiologie. Sie arbeitet an einer Wiederentdeckung der Wertschätzung der Tiere, wie sie durchaus auch in biblischen Texten zum Ausdruck kommt.

Nahe und ferne Verwandte – Evolutionsbiologie

Eine Bekannte musste im vergangenen Jahr am Hals operiert werden. Anfangs wollte sie nicht mit der Sprache heraus: Da müsse etwas weggemacht werden. Später erzählte sie doch: Es waren die Kiemen, die für Probleme sorgten. Die Kiemen? Meine Bekannte – ein Fisch?

Tatsächlich: Der Fisch in uns[2]. Das Reptil in uns. Der Affe in uns. Dabei hat es nur die evolutionäre Verwandtschaft mit den Affen in unser Allgemeinbewusstsein geschafft. Das Steißbein, an dem einmal ein Schwanz hing, erinnert uns manchmal schmerzhaft daran. Doch auch die Fische und Reptilien gehören zu unserem Stammbaum. Und LUCA kann uns erklären, warum das so ist.

LUCA ist unser aller „Last Universal Common Ancestor“, der letzte gemeinsame universelle Vorfahr. Dabei handelt es sich um den berühmten ersten Einzeller, der vor etwa 3,5 Milliarden Jahren im Wasser entstanden ist. Alles Leben auf der Erde stammt von dieser Uropa-Uroma-Zelle ab: Tiere, Pflanzen, Menschen. Aus dem Einzeller wurden Vielzeller, aus denen sich schließlich Meerestiere und Wasserpflanzen entwickelten.

Noch viel später, vor etwa 370 Millionen Jahren, gingen die Meerestiere an Land. Flossen wurden zu Beinen. In der Geschichte der Evolution entwickelten sich die Kiemenbögen zu unserem Unterkiefer, zu den Knochen des Mittelohrs und zum Stimmapparat (Kehlkopf). Davon merken wir meistens nichts. Doch bei manchen Menschen macht sich am Hals das Erbe der Kiemenbögen eben plötzlich bemerkbar oder ist als winziges Loch am Rand der Ohrmuschel schon immer zu sehen.

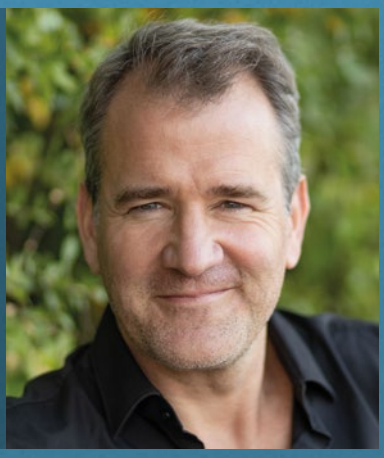
„Verwandtschaft“ ist das Stichwort: Als Menschen sind wir nicht nur mit anderen Menschen verwandt. Als Menschen sind wir nicht nur Nachfahren von Adam und Eva, sondern auch von LUCA, der ersten Zelle, von der alles Leben auf der Erde abstammt. Darum sind wir mit allem verwandt, was lebt. Auch Pflanzen, Tiere, Pilze und Bakterien gehören zu unseren – näheren und entfernteren – Verwandten.

Was ist der Mensch – im Verhältnis zum Tier? Evolutionsbiologisch betrachtet sind wir Menschen am Baum des Lebens nicht die Krone, sondern nur ein kleines Ästchen. Von den Tieren sind wir nicht durch einen großen Graben getrennt – bei Menschen und Tieren handelt es sich nur um zwei (bzw. um viele) Äste desselben Baums. Tiere (und Pflanzen) gehören zu unserer Verwandtschaft. Der Mensch ist nicht nur ein soziales Wesen, sondern ein „biosoziales“ Wesen[3]. Menschen sind eine (ganz spezielle) Spezies unter anderen (ganz speziellen) Spezies.

Menschen und andere Tiere – Verhaltensbiologie

Im wissenschaftlichen Tierbild ist es in den vergangenen Jahrzehnten zu einem fundamentalen Wandel gekommen. Der Graben zwischen Mensch und Tier hat sich immer weiter verringert. Norbert Sachser, Verhaltensforscher an der Universität Münster und Mitglied im Kuratorium des Instituts für Theologische Zoologie, sieht nicht nur das „Tier im Mensch“, sondern auch viel mehr „Mensch im Tier“ als wir bisher dachten. Drei entscheidende Dogmen des wissenschaftlichen Tierbilds sind ins Wanken geraten[4].

Pfarrer Bernd Kappes ist Geschäftsführer der Ausbildungshilfe und Mitglied im Kuratorium des Instituts für Theologische Zoologie. Zuvor hat der Theologe bei der Menschenrechtsorganisation FIAN in Mittelamerika und bei Brot für die Welt gearbeitet. An der Ev. Akademie Hofgeismar war er als Studienleiter für Nachhaltige Entwicklung und Agrarpolitik zuständig.



[1] *vgl. www.theologische-zoologie.de*
[2] *vgl. Shubin, N.: Der Fisch in uns. Eine Reise durch die 3,5 Milliarden Jahre alte Geschichte unseres Körpers, Frankfurt/Main 2015*
[3] *Rasmussen, L.: Earth-Honoring Faith. Religious Ethics in a New Key, New York 2015, S. 12.*
[4] *zu den im Folgenden dargestellten Erkenntnissen der modernen Verhaltensbiologie vgl. Sachser, N.: Der Mensch im Tier. Warum Tiere uns im Denken, Fühlen und Verhalten oft so ähnlich sind, Reinbek ²2018.*

Gefühle

Tiere haben Gefühle. Wissenschaftliche Aussagen von Verhaltensbiologen über die Gefühle von Tieren stützen sich zum einen auf die Messung von Stresshormonen, zum anderen auf Beobachtungen des Verhaltens.

Als Verhaltensindikatoren für das Unwohlsein von Tieren gelten mangelnde Nahrungsaufnahme, Apathie, Vernachlässigung der Körperpflege, Leerlaufbewegungen, Bewegungsstereotypien. In bedrohlichen Situationen zeigen unterschiedliche Arten von Säugetieren sogar identische Angst-Reaktionen: Herzrasen, tiefere Atmung, Stresshormone, Furchtgesicht.

Als Indikatoren des Wohlbefindens können gegenseitiges Lecken, Kraulen und Kuscheln beobachtet werden. Aber auch Laute, die Tiere von sich geben, sind Zeichen ihres Wohlbefindens. Ratten etwa „lachen“ bzw. pfeifen, wenn sie gekitzelt werden, und lassen sich gerne kitzeln. Alle Säugetiere spielen gern, auch viele Vogelarten, sogar auch einige Fische sowie einige wirbellose Tiere, z.B. Feldwespen.

Denken

Schon Aristoteles war der Auffassung, Tieren fehle es an Vernunft. Die Annahme, dass nur der Mensch über Logos/Vernunft verfüge, betrachtete Aristoteles als das wesentliche Unterscheidungsmerkmal zwischen Menschen und anderen Lebewesen. Demgegenüber geht die moderne Kognitionsbiologie davon aus, dass alle Tiere lernen, viele denken und manche über Ich-Bewusstsein verfügen.

Alle Tiere lernen, d.h. sie verändern ihr Verhalten aufgrund von eigenen Erfahrungen oder sie lernen von anderen: Bei Makaken wurde beobachtet, wie sie voneinander die „Kultur“ des Kartoffelwaschens lernten. „Kulturell“ bedingt ist auch das Bauen von Sonnendächern bei Orang-Utans oder die Verwendung von Blättern als Handschuhe.

Viele Tiere denken, d.h. sie lösen Probleme nicht nur durch Versuch und Irrtum, sondern auch durch Einsicht, Erkenntnis und Plan. So verwenden etwa nicht nur Menschenaffen Werkzeuge, sondern auch Seeotter und Delfine, auch Raben und Papageien.

Manche Tiere haben ein Bewusstsein ihrer selbst, d.h. sie können sich z.B. im Spiegel erkennen: Menschenaffen, Elefanten, Delfine, Elstern.

Verhalten

Descartes betrachtete Tiere als Automaten, deren Verhalten durch feste Reiz-Reaktions-Reflexe bestimmt wird. Im selben 17. Jahrhundert und aufgrund derselben Annahmen wurden Hunde bei lebendigem Leib seziert. Demgegenüber spricht die Verhaltensbiologie heute von „Tierpersönlichkeiten“, deren Verhalten durch Gene, Umwelt, Sozialisation und soziale Erfahrungen geprägt wird.

Wie beim Menschen auch sind für die Ausbildung der jeweiligen Tierpersönlichkeiten die pränatale Phase, die Kindheit (Tierkinder brauchen ein soziales Umfeld, die Befriedigung materieller Bedürfnisse reicht nicht) und die Adoleszenz (mit den hier stattfindenden hormonellen Veränderungen und sozialen Erfahrungen der Heranwachsenden) entscheidend.

Die Pointe der Forschung: Die Individualität der einzelnen Tiere rückt ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Denn die so neu wahrgenommenen Tierpersönlichkeiten mit ihren individuellen Charakteren zeigen dauerhaft unterscheidbares Verhalten – und dies gilt nicht nur für Schimpansen, Elefanten und Delfine, sondern auch für Singvögel, Fische, Reptilien und Insekten. Blattkäfer sind etwa unterschiedlich mutig oder zögerlich, wenn eine neue Umgebung erkundet werden muss.

Fazit

Tiere verfügen über viele Eigenschaften und Fähigkeiten, die bis vor kurzem noch als typisch menschlich angesehen wurden. Das gilt, wie dargestellt, für Gefühle, Denken und Verhalten. Es gilt aber auch, auch darauf weist Sachser hin, für den Egoismus der Tiere: Auch unter Tieren gibt es Gewalt, Vergewaltigung, Kindstötung (Löwen) und Kriege (Schimpansen). Der Mensch im Tier – das bedeutet auch: „Die ‚besseren Menschen‘ sind die Tiere nicht!“

Als Gemeinsamkeiten aller Säugetiere können festgehalten werden: Gleiche Gene (die Übereinstimmung zwischen Menschen und Schimpansen beträgt 98,5%, d.h. Menschen und Schimpansen sind so nah verwandt wie Pferd und Esel), gleiche Gehirnstruktur (Übereinstimmungen bis in kleinste Details, z.B. identische neuronale Prozesse z.B. bei Angst) und gleiche Hormone (Sexualhormone und Stresshormone kommen bei Menschen, Fledermäusen, Nashörnern und Delfinen in gleicher Form vor).

Was aber unterscheidet dann den Menschen vom Tier? „Zweifellos besitzt der Mensch von allen Lebewesen die höchsten kognitiven Fähigkeiten.“[7] Aber handelt es sich um einen graduellen oder kategorischen Unterschied zwischen Mensch und Tier? „Einerseits komponiert kein Tier eine Symphonie, schreibt einen Roman, baut eine Kathedrale oder formuliert ein Aktionsprogramm gegen den Klimawandel. Andererseits sind Tiere zu kognitiven Leistungen fähig, zu denen zwei-, drei- oder vierjährige Kinder unserer eigenen Spezies nicht in der Lage sind.“[8]

Die Dritten im Bunde – Biblische Theologie

Kann man von einer biblischen Kultur der Wertschätzung der Tiere sprechen? Tatsächlich wäre es unangemessen, „der Tiervergessenheit der christlichen Tradition eine angeblich durchgehend tierfreundliche Haltung der Bibel entgegenzuhalten.“[9] Erinnert sei hier nur an die Worte aus Gen 9,2: „Doch Angst vor euch und Schrecken vor euch komme über alle Tiere des Landes und

über alle Vögel des Himmels, über alles, was auf der Erde kriecht, und über alle Fische des Meeres: In eure Gewalt sind sie gegeben."

Das erklärte Interesse ist es an dieser Stelle gleichwohl, einigen zentralen biblischen Überlieferungen Aufmerksamkeit zu schenken, welche die Verbundenheit und Gemeinschaft von Mensch und Tier sowie von Gott und Tier zum Ausdruck bringen.

Bileams Eselin

Für eine biblische Theologie der Tiere kann die Erzählung von Bileams Eselin (Num 22,21–34) das Portal sein, um den Raum der biblischen Überlieferungen zum Mensch-Tier-Verhältnis zu betreten. Die Tierethik (a), die Konvivenz von Mensch und Tier (b) sowie die Beziehung der Tiere zu Gott (c) geraten hier in den Blick[10].

a) „Was habe ich dir getan, dass du mich nun dreimal geschlagen hast?" Bileam schlägt seine Eselin, er schlägt sie wieder, beim dritten Mal schlägt er sie mit der Reitgerte. Hier wird die tierethische Frage nach der Gewalt im Umgang von Menschen mit Tieren formuliert. Haben Menschen das Recht, direkte und strukturelle Gewalt gegen Tiere anzuwenden? Dürfen wir Tiere „schlagen"?

b) „Bin ich denn nicht deine Eselin?" Das Possessivpronomen scheint hier weniger ein Ausdruck von Besitzverhältnissen als von Vertrauen und Beziehung zu sein. Tier und Mensch, Bileam und „seine" Eselin sind gemeinsam auf dem Weg, „seit jeher bis zu diesem Tag". Hier geht es um die Partnerschaft zwischen Mensch und Tier, um die gemeinsame Geschichte und Weggemeinschaft und um die wechselseitige Angewiesenheit der Weggefährten. Der Mensch braucht das Tier, wird getragen vom Tier, lebt ein Leben „auf dem Rücken der Tiere"[11]. Die Erzählung betont Nähe, Verbundenheit und Miteinander von Mensch und Tier.

c) „Die Eselin sah den Engel Gottes auf dem Weg stehen." Die Eselin sah den Engel Gottes – der Seher sah ihn nicht. Das Tier hat offenbar eine eigene Beziehung zum Göttlichen. Es verfügt über Sinne und Erkenntniswege, die dem Menschen nicht zugänglich sind. Mehr noch: Das Tier hilft hier dem Menschen bei der Wahrnehmung des Göttlichen in den Lebenszusammenhängen des Alltags.

Schöpfung

Jürgen Moltmann unterscheidet zwei Lesarten der biblischen Schöpfungserzählungen (Gen 1-3): „Nach der modernen Lesart ist der Mensch die ‚Krone der Schöpfung'. Allein der Mensch ist zum Bild Gottes geschaffen und zur Herrschaft über die Erde und alle Erdgeschöpfe bestimmt. […] Nach dem zweiten Schöpfungsbericht soll er eher wie ein Gärtner Gottes Garten Eden ‚bebauen und bewahren'. Das klingt milder und achtsamer, gleichwohl ist der Mensch in beiden Schöpfungsgeschichten das Subjekt und die Erde samt aller ihrer anderen Bewohner ist sein Objekt [...].

Nach der neuen ökologischen Lesart derselben Schöpfungsgeschichten der Bibel ist der Mensch das letzte Geschöpf Gottes und damit das abhängigste Geschöpf. Der Mensch ist für sein Leben auf der Erde auf die Existenz der Tiere und Pflanzen, der Luft und des Wassers, des Lichtes und der Tages- und Nachtzeiten, auf die Sonne und den Mond und die Sterne angewiesen und kann ohne diese nicht leben. Es gibt den Menschen nur, weil es alle diese anderen Geschöpfe gibt. Sie alle können ohne den Menschen existieren, aber die Menschen nicht ohne sie. … der Mensch ist zuerst ein Geschöpf in der großen Schöpfungsgemeinschaft und ‚ein Teil der Natur'. … Nach den biblischen Traditionen hat Gott nicht nur dem Menschen seinen göttlichen Geist eingehaucht, sondern allen seinen Geschöpfen."[12]

Ich folge der ökologischen Lesart und ergänze: Der Schöpfungssegen gilt nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren, ja die Tiere sind „die zuerst Gesegneten"[13]. Die Landtiere werden wie der Mensch am sechsten Schöpfungstag geschaffen und stehen dem Menschen am nächsten. Biblische Schöpfungstheologie versteht Menschen und Tiere als Geschöpfe und Mitgeschöpfe in der Lebensgemeinschaft alles Geschaffenen.

[5] *Sachser, N.: Der Mensch im Tier. Warum Tiere uns im Denken, Fühlen und Verhalten oft so ähnlich sind, a.a.O., S. 246.*
[6] *vgl. Precht, R.D.: Tiere denken. Vom Recht der Tiere und den Grenzen des Menschen, München 2018, S. 101.*
[7] *Sachser, N.: Der Mensch im Tier. Warum Tiere uns im Denken, Fühlen und Verhalten oft so ähnlich sind, a.a.O., S. 243.*
[8] *ebd., S. 244.*
[9] *Horstmann, S./Ruster, Th./Taxacher, G.: Alles, was atmet. Eine Theologie der Tiere. Regensburg 2018, S. 148.*
[10] *vgl. Hagencord, R.: Diesseits von Eden. Verhaltensbiologische und theologische Argumente für eine neue Sicht der Tiere, Regensburg 42009, S. 185ff.*
[11] *ebd., S. 185.*
[12] *Moltmann, J.: Die Hoffnung der Erde. Die ökologische Wende der christlichen Theologie und der christlichen Spiritualität, in: EvTh 74 (2014), S. 217ff.*
[13] *Hagencord, R.: Die Würde der Tiere. Eine religiöse Wertschätzung. Gütersloh 2011, S. 123.*
[14] *Hagencord, R.: Diesseits von Eden. Verhaltensbiologische und theologische Argumente für eine neue Sicht der Tiere, Regensburg 42009, S. 44.*

Bund

Menschen und Tiere gehen gemeinsam in der Sintflut zugrunde und werden gemeinsam in der Arche gerettet. In der Erzählung von der Sintflut ist bemerkenswert, dass nicht nur die „Niedlichen und die Nützlichen“[14] in der Arche aufgenommen werden, also nicht nur die Haustiere und die „Nutztiere“, sondern alle Tiere. Kriterium für die Bewahrung der Arten ist hier also nicht der Nutzen für den Menschen, sondern Lebenswille und Lebensrecht aller Lebewesen.

Nach der Sintflut schließt Gott einen Bund – nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Tieren. Gott verpflichtet sich „gegenüber allen Lebewesen, die bei euch sind, gegenüber Vögeln und Vieh und allen Tieren, die mit euch auf der Erde sind, gegenüber allen, die aus dem Kasten gegangen sind, gegenüber allem Leben auf der Erde.“ (Gen 9,9-10) In der Theologie des Bundes sind auch die Tiere Gottes Bündnispartner – die Dritten im Bunde!

Was bedeutet das? „Aus diesem Bund ‚mit uns‘ folgen die grundlegenden Menschenrechte. […] Aus diesem Bund ‚mit […] allen lebendigen Wesen‘ folgen die Rechte der Natur.“[15]

Weisheit

Die Gottesreden im Hiobbuch (Hiob 38-41) bringen zum Ausdruck, dass der Mensch nicht allein im Zentrum der göttlichen Aufmerksamkeit steht: „Weißt du die Zeit, wann die Gemsen gebären?“ (Hiob 39,1) „Wer hat dem Wildesel die Freiheit gegeben?“ (Hiob 39,5) Der Mensch steht in dieser göttlichen Einladung zu Integration und Demut nicht im Mittelpunkt der Schöpfung, er ist vielmehr Teil eines größeren Lebenszusammenhangs. Die Tiere haben eigene Lebensräume, eigene Bedürfnisse und eigene Rhythmen.

„Aller Augen warten auf Dich, Herre, und Du gibest ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du tust Deine milde Hand auf und sättigest alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.“ Wie bewusst ist uns, dass mit diesen von Heinrich Schütz vertonten Worten aus Psalm 104 nicht nur die Menschen gemeint sind, sondern eben „alles, was da lebet“, also auch die Tiere und Pflanzen? Der Mensch ist in diesem Psalm Teil der Schöpfung und wird ernährt wie „andere“ auch: „Du lässt Gras wachsen für das Vieh …“ (Ps 104 ,14) „Satt werden die Bäume der Einen …“ (Ps 104,16) Von einer Sonderstellung oder gar Herrschaft oder auch nur gärtnernden Aufgabe des Menschen ist in diesem Psalm nicht die Rede.

In diesen Texten weisheitlicher Theologie haben die Tiere ein eigenes, vom Menschen unabhängiges Lebensrecht. Gottes Aufmerksamkeit und Fürsorge gilt auch den Tieren, nicht nur den Menschen. Nicht ohne Grund gehört der „Eigenwert eines jeden Geschöpfes“ zu den zentralen Motiven der Enzyklika „Laudato Si“ von Papst Franziskus[16].

Menschen und Tiere – Eine Spiritualität der Mitgeschöpflichkeit

Die Enzyklika „Laudato Si“ trägt den Untertitel „Über die Sorge für das gemeinsame Haus“. Das Bild von der Erde als gemeinsamen Haus des Lebens ist eine vertraute Metapher aus der ökumenischen Bewegung, die sozial wie ökologisch gleichermaßen anschlussfähig ist: Als Menschen sind wir verbunden mit Menschen aus anderen Erdteilen, anderen Kulturen, anderen Konfessionen, anderen Religionen. Wir bewohnen zusammen das gemeinsame „Haus“ (oikos), wir teilen die „bewohnte Erde“ (oikoumene) miteinander.

Doch wir teilen die Erde als Haus des Lebens nicht nur mit anderen Menschen, sondern auch mit den Tieren (und Pflanzen). Zu unseren Mitbewohnern in der großen Wohngemeinschaft des Lebens gehören auch die Gemsen und Wildesel. Dass Konflikte zum Leben in der Wohngemeinschaft dazu gehören, ist dabei ebenso selbstverständlich.

Die Überwindung einer anthropozentrisch geprägten Ethik forderte vor rund 100 Jahren erstmals Albert Schweitzer: „Der große Fehler aller bisherigen Ethik ist, daß sie es nur mit dem Verhalten des Menschen zum Menschen zu tun zu haben glaubte. In Wirklichkeit aber handelt es sich darum, wie er sich zur Welt und allem Leben, das in seinen Bereich tritt, verhält. Ethisch ist er nur, wenn ihm das Leben als solches, das der Pflanze und des Tieres wie das des Menschen, heilig ist.“[17].

In einer solchen ökumenisch-ökologischen Vision erfahren unsere sozial geprägten Leitbilder eine ökologische Erweiterung: Gemeinschaft nicht nur als Gemeinschaft von Menschen, sondern als Gemeinschaft allen Lebens; Gerechtigkeit auch als ökologische Gerechtigkeit; Verringerung der Gewalt auch als Verringerung der Gewalt gegen Tiere (und Natur); Frieden als Frieden mit den Tieren (und mit der Erde); Nächstenliebe auch als Liebe zu den Tieren. Innerhalb dieser Vision einer „friedlichen und freundschaftlichen Koexistenz“[18] sollte als tierethische Faustregel gelten, „dort, wo kein unmittelbarer Zwang zum Töten vorliegt, Tieren möglichst gewaltfrei entgegenzutreten.“[19]

Wie verhält sich diese Vision aber zu der Tatsache, dass allein in Deutschland jedes Jahr rund 600 Millionen Hühner, 60 Millionen Schweine, 40 Millionen Puten und 25 Millionen Enten geschlachtet werden? Für Jonathan Safran Foer ist „Krieg genau das richtige Wort“, um unsere Beziehung zu den Tieren zu beschreiben: „Wir führen einen Krieg gegen alle Tiere, die wir essen.“[20] Warum gelten für Schweine andere Standards für Empathie, Ethik und Haltungsbedingungen als für Hunde? Würden wir einen Hund ein Leben lang in einen Kleiderschrank einsperren?[21] Von unserem Umgang mit den Haustieren könnten wir viel lernen für unseren Umgang mit den sogenannten Nutztieren.

Und wie verhält sich die Vision von der Gemeinschaft und Verbundenheit allen Lebens zu dem dramatischen Artensterben, das wir gegenwärtig erleben? Eine Million Tier- und Pflanzenarten sind in den kommenden Jahrzehnten vom Aussterben bedroht. Die entscheidenden Gründe dafür sind Landwirtschaft, Fischerei, Klimawandel und Umweltverschmutzung – also die ökologischen Folgen unserer industrialisierten Lebensweise. In Afrika könnte bis 2100 die Hälfte aller Säugetier- und Vogelarten verschwunden sein. In Europa hat die Zahl der Insekten bereits dramatisch abgenommen. Der Bericht des Weltbiodiversitätsrats IPBES, der Anfang Mai 2019 in Paris der Weltöffentlichkeit vorgestellt wurde, macht deutlich, dass der Verlust der Biodiversität eine ebenso große Bedrohung für die Zukunft des Lebens darstellt wie der Klimawandel.

In unserer Gegenwart werden wir Zeuginnen und Zeugen des Verschwindens der Tiere – durch das anthropogene Artensterben sowie durch sogenannte „moderne“ Formen der Tierhaltung, welche Haltung und Schlachtung einer gigantischen Zahl von Tieren weitgehend vor unseren Augen verbirgt. Gleichzeitig kommen uns die Tiere wieder näher – durch Umbrüche in der Verhaltensbiologie, in unseren Ernährungsgewohnheiten und Wertvorstellungen sowie zunehmend auch in Theologie und Spiritualität.

Von den Tieren zu reden bedeutet von uns Menschen zu reden: Was ist der Ort des Menschen in der Schöpfung? Was ist der Mensch – im Verhältnis zum Tier? Friedrich Schorlemmer bringt es auf die Formel: „Menschlichkeit als Mitmenschlichkeit und als Mitgeschöpflichkeit.“[22] Mit anderen Worten: Die Idee des Humanismus bezog sich bisher darauf, Menschen nicht wie Dinge zu behandeln. Wir müssen diese Idee heute dahingehend erweitern, auch Tiere nicht wie Dinge zu behandeln.

Die Langfassung dieses Beitrags erschien zuerst in der Ausgabe 1/2021 „Tiere in der Theologie“ der Zeitschrift „TIERethik. Zeitschrift zur Mensch-Tier-Beziehung“.

---

[15] *Moltmann, J.: Wiederentdeckung der Erde – Neue Spiritualität. DPfBl 95, S. 53)*
[16] *vgl. Papst Franziskus: Laudato Si. Über die Sorge für das gemeinsame Haus. Freiburg/Basel/Wien 2015.*
[17] *Steffahn, H. (Hg.): Albert Schweitzer. Lesebuch, München 1984, S. 173.*
[18] *Horstmann, S./ Ruster, Th./ Taxacher, G., a.a.O., S. 16.*
[19] *Precht, R. D.: Tiere denken. Vom Recht der Tiere und den Grenzen des Menschen, a.a.O., S. 304.*
[20] *Foer, J. S.: Tiere essen, Köln 2009, S. 45.*
[21] *ebd., S. 225*
[22] *Schorlemmer, F.: Unsere Erde ist zu retten. Haltungen, die wir jetzt brauchen. Freiburg/Basel/Wien 2016, S. 156.*